

Nr. 171 Bydgoszcz, 29. Juli Bromberg 1939

B. Gerde

Das graue Gitter.

Lebensroman eines deutschen Mädchens in China.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Mr. Wyatt saß im Wintergarten des Hansa-Sanatoriums im Lehnstuhl und rauchte eine Zigarette. Der kranke Zug in seinem Gesicht war geschwunden, die Wangen waren voller, die Augen lagen nicht mehr so tief in den Höhlen. Es war eigentlich ein männliches Gesicht, man hätte es beinahe für schön empfunden, wenn nicht jener etwas gierige, brutale Zug darin so stark zur Geltung gekommen wäre.

Ihm gegenüber saß ein kleiner ,dicker Herr mit Brille, der eben eine Aktentasche bedächtig öffnete.

„Sie haben eine gründliche Arbeit geleistet, Herr Gottwald", sagte Mr. Wyatt. „Das freut mich zu hören. Es wird nicht zum Schaden Ihres Geschäftes sein."

Der so Angeredete zog einige Briefe hervor und putzte sich umständlich die Brille.

„Ich werde Ihnen die Auskunft über die Familie Illing vorlesen. Dann können wir sehen, ob sich Ihre Wünsche erfüllen lassen, Mr. Wyatt.

Hier habe ich es schon. Hermann Illing betrieb in der Lessingstraße eine Papierwarenhandlung. Er galt in seinen Kreisen als anständiger und fleißiger Geschäftsmann, dem allerdings der geringe Umfang seines Geschäftes nicht genügte. Er versuchte in der Inflationszeit zwei weitere Geschäfte seiner Branche zu erwerben und zu betreiben. Er dürfte, wie viele Geschäftsleute dieser Zeit, den Überblick über seine Betriebe verloren haben. Als die Entwertung der Mark ihren Höhepunkt erreicht hatte, schuldete er große Beträge in schwedischen Kronen nach dem Ausland, seine drei Geschäfte mußten unter dem Zwang der Verhältnisse geschlossen werden. Ein Konkurs ließ sich vermeiden, da die Familie Illing für die gesamte Schuld Wechsel in Zahlung gegeben hatte."

„Was versteht das Auskunftsbüro unter Familie Illing?" warf Mr. Wyatt an dieser Stelle ein.

„Kommt sofort, kommt sofort", sagte der kleine Herr und begann wieder seine Brille zu putzen, während Mr. Wyatt nervös auf die Seitenlehne seines Rollstuhls trommelte.

„Herr Illing nahm den Posten eines Bürovorstandes bei der Firma Klinger u. Co. an, während seine Gattin, geborene Hermine Wangenschmied, ein kleines Strickwarengeschäft in einem Stadtbahnbogen in der Nähe des Bahnhofs Bellevue eröffnete. Die Tochter des Ehepaares, Grete Illing, nahm nach ihrer Ausbildung zur Krankenschwester eine Stellung im Sanatorium Hansa an und verpflichtete sich, von ihrem Gehalte die Hälfte zur Tilgung der Schuld allmonatlich abzuzahlen. Sie haftet auf den Wechseln als Bürge und Zahler.

Zwei Jahre später starb der alte Illing. Die Schuld beträgt heute insgesamt 8250 Mark plus den 4½prozentigen Zinsen für das laufende Jahr. Das Strickwarengeschäft soll derzeit nicht ungünstig stehen, doch betragen die Warenschulden 4200 Mark, die zum großen Teil wohl in der Ware Deckung finden.

Das Berliner Privatbankhaus Sudemann und Co. hat die seinerzeitige Schuld an die schwedische Firma abgedeckt, und es sind daher alle Forderungen derselben an Sudemann übergegangen. Das Bankhaus hat sich hauptsächlich deswegen veranlaßt gefühlt, die Stützung der Geschäfte Illing durchzuführen, weil der alte Herr Sudemann und Herr Illing Kriegskameraden aus dem Jahre 71 waren. Der alte Herr Sudemann ist voriges Jahr verstorben, die Firma gehört heute seinem Schwiegersohne Herbert Wegmeister; das Geschäft ist ziemlich heruntergekommen, die Mehrheit der Anteile gehört bereits dem englischen Bankhaus Meßter and Cie."

Es ist gut, Herr . . . Herr . . .?"

„Gottwald", warf der kleine Herr ein.

„Also, Herr Gottwald", setzte Mr. Wyatt fort. „Ich pflege mich sonst nicht mit derart geringfügigen Angelegenheiten zu beschäftigen. Hier liegen für mich private Gründe vor. Sie erwerben für mich sofort die Anteile der Herren Meßter and Cie an der Bankfirma Sudemann und Co. Heißt sie noch so?"

„Jawohl. Der Schwiegersohn führt die Firma unter dem alten Namen."

„Gut. Dann sorgen Sie dafür, daß der Inhaber von Sudemann — wie hieß er doch?"

„Wegmeister!"

„Daß also dieser Wegmeister sofort seine Außenstände hereinbringt. Wie, ist seine Sache. Auch im Falle Illing."

„Das wird schwer sein, Mr. Wyatt", warf hier der dicke Gottwald ein. „Diese Sudemanns sind anständige Leute. Auch der junge Wegmeister."

„Anständig oder nicht, ich bin im Besitze der Mehrheit. Wenn er nicht folgt, machen Sie die Anzeige. Der Mann hat seine Firma überlastet. Er hätte längst einen Vergleich anbieten müssen. Sie können ihm sagen, daß ich keine Rücksicht kenne. Anderenfalls kann er auf das größte Entgegenkommen rechnen. Ich gebe ihm einen Kredit auf fünf Jahre mit 4½ Prozent, in welcher Höhe er ihn auch in Anspruch nehmen will. Verstehen Sie, in welcher Höhe immer! In 24 Stunden muß alles erledigt sein. Was uns beide betrifft, so gilt unsere schriftliche Abmachung."

Herr Gottwald war aufgestanden. Er wischte sich den Schweiß von der Stirne; das amerikanische Tempo ging ihm etwas zu rasch. Außerdem war ihm manches nicht ganz klar. Und nicht ganz recht. Aber das war schließlich nicht seine Sache. Er war nur ein einfacher Makler.

*

Professor Röchlin war in den Wintergarten getreten. Er war ein großer Mann von derber Gestalt, ein mächtiger Vollbart hing ihm bis zur Brust des weißen Ärztekittels.

„Famos, famos, lieber Mr. Wyatt", dröhnte er mit seinem Bauernbaß los. „Schon bei der Zigarette! Sehen Sie, das hat schon der alte Binswanger gesagt. Die Zigarette ist das Barometer für die Gesundheit."

„Ich möchte mich einmal mit Ihnen aussprechen, lieber Professor", sagte Mr. Wyatt. „Sie sind ja schließlich der Retter meines Lebens. Sie haben meinen Körper, sogar meinen Magen von innen gesehen."

„Und zwei Drittel weggeschnitten", lachte der Professor, daß sein mächtiger Bauch wackelte. „Schade um das schöne Hummerngrab. Wird alles wieder werden, Mr. Wyatt. Hab' es selbst nicht geglaubt. Natürlich, etwas Vorsicht, etwas Diät, keine Aufregungen. Vor den Frauen braucht man ja in unserem Alter nicht mehr zu warnen."

„Ich denke erst jetzt mein Leben zu beginnen, Professor", entgegnete Mr. Wyatt ernst, ohne in das Lachen Professor Röchlins einzustimmen. „Sie haben meinen Körper von innen nach außen gedreht. Jetzt müssen Sie einmal mein Gehirn begutachten. Ich liebe nämlich ein Mädchen."

„So, so", sagte Professor Röchlin, ernst werdend. „Ich denke, bei uns in Deutschland ist hierfür das Herz zuständig."

„Mag sein", gab Mr. Wyatt zur Antwort. „Ich liebe mit dem Gehirn. Es ist der einzige Körperteil, der uns in Stand setzt, etwas zu erzwingen. Bei uns selbst und bei anderen. Was wäre die Liebe, wenn wir nicht in den Besitz der geliebten Person kommen würden? Wie vielen Menschen ist dieses Ziel versagt! Daran ist eben nur das Gehirn schuld."

Sehen Sie, lieber Professor. Ich habe meine Firma aus dem Nichts geschaffen. Hunderttausende arbeiten für mich. Gelbe, Schwarze, Braune. In China, in Holländisch-Indien, in Südamerika, ja, selbst in Australien. Ich habe mir ein Vermögen erworben, das niemand kennt, weil es in vierzehn Staaten der Erde verteilt ist. In Amerika allein rechnet man mich zu den reichsten Männern. Ich sage Ihnen dies nicht, um vor Ihnen groß zu tun. In allen Häfen liegen meine Schiffe. In allen Ländern stehen meine Fabriken. Meine Automobile fahren mit meinem eigenen Benzin, meine Schiffe mit meiner eigenen Kohle. Sehen Sie, Professor, das alles habe ich geschaffen. Ich konnte mir immer alles kaufen. Auch Frauen. Man kann nämlich auch Liebe kaufen. Aber ich habe verdammt wenig Zeit gehabt für Frauen. Und jetzt, wo ich so weit bin, daß ich mein Lebenswerk genießen könnte, bin ich krank geworden. Und wenn man alt wird, kommt der Zweifel. Kann ich noch ein junges, blühendes Geschöpf erringen?"

„Warum nicht?" meinte Professor Röchlin bedächtig. „Es gibt viele junge Frauen, die glücklich wären, einen liebenden Gatten zu bekommen, der ihnen ein Leben bietet, wie Sie es können."

„Dahin wollte ich Sie bringen, Professor", fiel Mr. Wyatt lebhaft ein. „Man muß aber die Möglichkeit haben, die Frau zu gewinnen."

„Ist es denn eine bestimmte Frau, die Sie im Auge haben?" warf Professor Röchlin ein.

„Ja. Ich liebe eine bestimmte Frau, ein Mädchen vielmehr. Sie empfindet für mich nichts. Gerade dieser Widerstand reizt mich."

„Und ich kenne sie?"

„Sie kennen Sie, Professor. Sie ist bei Ihnen angestellt. Grete Illing. Ich will sie mit mir nach dem Osten nehmen. Ich brauche eine Krankenpflegerin. Ich will sie um mich haben."

„Ich dachte, Sie suchten Liebe?" warf Professor Röchlin ein.

„Gewiß. Ich will Grete Illing gewinnen. Als Geliebte, als Gattin. Ich bitte Sie, Grete Illing freizugeben."

„Schade, schade", sagte Professor Röchlin und schüttelte seinen grauen Bart. „Ich fürchte sehr, daß Sie gerade dieses Problem nicht meistern werden. Sie sind fast doppelt so alt wie Grete. Auch das ist schon vorgekommen. Erst werben, dann besitzen. Aber umgekehrt?"

„Wir müssen uns in unserem Alter bescheiden, Professor", sagte jetzt Mr. Wyatt. „Ob Grete mich lieben könnte? Mit der ganzen Kraft ihrer Jugend? Ich weiß es nicht. Vielleicht ist es gar nicht zu meinem Lebensglück nötig. Ich weiß nur, daß ich mir ihren Besitz erzwingen werde. Ich will mich um keine Stunde länger prellen lassen. Von niemandem. Keiner von den jungen, kraftvollen Männern wird mir diese Frau nehmen; denn ich bin kraftvoller als sie. Ich habe die Macht. Ich habe meine Lebenskraft in Macht umgesetzt. Ich habe Sie aber nicht bitten lassen, um Ihnen das zu erzählen. Ich wollte Sie etwas fragen. Wieviel Zeit habe ich noch?"

„Das ist eine Frage, bei der die Kunst des Arztes versagt, Mr. Wyatt. Die Operation ist geglückt. Sie können mit einem Drittel Ihres Magens alt werden. Sie werden sich erholen."

„Ich kann also zurück in die Tropen?"

„Sie können zurück", gab Professor Röchlin zur Antwort. „Sie können leben, wie wir alle leben. Aber vor einer Sache muß ich Sie warnen." Professor Röchlin sah Mr. Wyatt fest in die Augen. „Kämpfen Sie nicht gegen das Schicksal an, die Natur läßt sich nicht zwingen. Sie können Menschen kaufen, wegwerfen, meinetwegen töten. Sie können den Körper einer Frau gewinnen, können diesen sogar in Leidenschaft mitreißen. Aber Sie können keine Seele gewinnen, die sich nicht Ihnen von selbst schenkt."

„Und wie gewinnt man eine Seele?" fragte Mr. Wyatt lächelnd.

„Mit Güte. Mit Anständigkeit. Mit Selbstlosigkeit. Mit vielem anderen noch." Professor Röchlin stand auf und reichte Mr. Wyatt die Hand. „Grete Illing ist frei und kann gehen, wann sie will. Aber nur wenn sie selbst will. Und nun Gott befohlen. Denken Sie daran, daß Gott alle, die seine Gebote übertreten, mit schwerer Strafe straft. Sie werden sich wundern, daß ich, ein Arzt, dies Ihnen sage. Ich bin kein Frömmler. Ich bin seit meiner Jugend nicht mehr in die Kirche gegangen und stehe mit ihr nicht zum besten. Aber Gottes Strafe sollen wir fürchten. Die Strafe des Menschen ist leicht, sie trifft nur den Leib. Gottes Strafe ist furchtbar, sie trifft die Seele. Das Unvergängliche in uns. Sie müssen das Gute in sich retten."

Mr. Wyatt schüttelte dem Professor die Hand, der mit festen, breiten Schritten dem Ausgang zueilte.

*

Grete Illing ging wie im Traum herum. Ihre Augen waren gerötet, mechanisch tat sie ihre Arbeit. Manchmal ertappte sie sich bei dem Gedanken: das alles ist ja gar nicht wahr, das kann ja gar nicht wahr sein. Ich werde nach Hause zur Mutter kommen, es wird alles wie immer sein. Ich werde die Mutter vom Geschäft abholen . . .

Am besten war es zu schlafen. Nur schlafen und nichts denken. Immer nur schlafen. Sie mußte ihre ganze Willenskraft zusammen nehmen, um nicht nach den Schlafpulvern zu greifen, die sie in ihrem Medikamentenkasten verwaltete.

„Sie tragen etwas in sich", sagte Mr. Wyatt und griff nach Gretes Hand, die sie ihm willenlos überließ. „Ich weiß es, Sie haben Kummer, sind es Geldsorgen?"

Grete erzählte. Erzählte Mr. Wyatt, wie das alles so plötzlich über ihre Mutter gekommen war. Wie alle Mühe und Plage nichts geholfen hätten, um das Andenken an den verstorbenen Vater zu retten. Wie eine Lawine wäre es über sie hereingebrochen. Selbst Herr Sudemann jr., der eigentlich Wegmeister hieß, könnte nicht helfen. Irgend welche Engländer hätten einen Brief geschrieben und zwei Menschen würden vernichtet sein. Die Mutter war herzleidend. Es konnte ihr Tod sein.

„Wieviel ist es denn eigentlich?" fragte Mr. Wyatt.

„Schrecklich viel. Wir haben noch jahrelang zu zahlen", sagte Grete. „Achttausend Mark. Sogar etwas mehr. Die Mutter muß aussparen. Die Ware wird verschleudert. Dazu kommt noch eine Sorge: Die alten Schulden wurden mit Zustimmung Sudemanns nicht

den Büchern geführt. Wir waren ja so sicher, daß Sudemann und Co. nicht drängten. Wir konnten in monatlichen Raten abzahlen. Jetzt droht eine fremde Firma, mit der wir niemals etwas zu tun hatten, mit der Anzeige."

Mr. Wyatt ließ die Hand Gretes frei.

„Ich möchte Ihnen einen Ausweg vorschlagen, der Sie aus dieser Lage befreit. Wehren Sie nicht ab, Sie wissen nicht, um was es sich handelt. Ich habe heute mit Professor Röchlin gesprochen. Er hält es für unerläßlich, daß ich weiter in Pflege bleibe. Ich brauche eine Krankenschwester, die sich in Diät auskennt, genügend fremde Sprachen spricht, um meinen eingeborenen Köchen das nötige anzuschaffen, mit Medikamenten Bescheid weiß.

Professor Röchlin hat mich auf Ihre Sprachkenntnisse aufmerksam gemacht. Ich bin an Sie gewöhnt. Dreimal wurde ich hier von Professor Röchlin operiert, und jedesmal haben Sie mich gepflegt. Ich spreche ganz geschäftlich. Ich mache Ihnen das Angebot, mich zwei Jahre lang zu begleiten. Sie erhalten jederzeit auf Wunsch freie Rückfahrt, volle Verpflegung und zweitausend Mark im Monat. Sie können die Hälfte Ihrer monatlichen Bezüge für zwei Jahre im voraus sofort abheben. Wir machen einen Vertrag und in einer Stunde steht Ihnen der Betrag zur Verfügung."

(Fortsetzung folgt.)

Juli.

Des Lebens Sonnenhöhe ist erklommen.
Reich mir die Hand — und laß uns talwärts gehn,
Uns goldner Tage freuen, die noch kommen
Und stille in der Glut des Reifens stehn.

Laß uns verweilen bei den schweren Ähren
Im weiten Feld — am Hang mit seinem Wein,
Und glücklich sein, als ob wir Kinder wären,
Reich mir die Hand, es wird bald Abend sein!

Siehst du die Rosen glühn im dunklen Garten?
Des Herdrauchs seidne Fahne auf dem Dach?
Dort ist's, wo kühle Schatten auf uns warten —
Reich mir die Hand — die Träume werden wach!

K. Hansen.

Schiffe im Hafen.

Geschichte einer Heuer von Franz Laut.

Im Westen tauchte die Sonne mit roter Glut ins Meer. Kleine Segler, die weit draußen kreuzten, leuchteten wie Fackeln, und in der Dünung rollte der letzte Schein des vergehenden Tages heran. Der Himmel entfärbte sich, aus der See stieg der kühle Hauch der Nacht und liebkoste die zerzausten Palmen am Strand. Plötzlich wurde es dunkel, und im selben Augenblick brannten die Laternen und Lichter auf den Straßen und in den Häusern von Willemstad und Curacao. Und das Leben, das den Tag über an den Kais, wo die Dampfer luden und löschten, polternd und emsig pulsiert hatte, wanderte in das „Viertel der Senoritas" und in die Straßen wo es Bars, Kinos und Varietébuden gab.

Ich saß an der Kaimauer, wo die Schiffe wie geduldige Riesentiere in den Vertäuungen lagen und sich leise wiegten, und löffelte den Pudding aus einer Konservendose, den mir der Koch von der „Alemania" zum Lunch spendiert hat.

Ein Kapitän — man sah es an den Goldstreifen am Ärmel — in zerknitterter, weißer Uniform ging an mir vorbei. In dem ungewissen Licht sah sein breites Gesicht blau angelaufen und gedunsen aus. Er hatte einen schleppenden Gang und schob seine wuchtigen Schultern bei jedem Schritt vor wie ein Eisenbeißer am Jahrmarkt. Er ging ein paar Schritte weit, blieb stehen, kehrte um und kam zu mir heran.

„He", sagte er mit einer rostigen Stimme, „liegst auf dem Trocknen, was?"

„Ja, Herr", gab ich zu und kratzte mit dem Löffel den Rest aus der Dose.

„Ich brauche einen Mann", brummte der Kapitän, und dabei beugte er sich vor, legte die Hand über die Augen und blickte angestrengt nach der dunklen Bucht hinüber. „Da hinten liegt mein Schiff — geht morgen nach Newyork in See."

„Prächtiger Kasten", sagte ich, obwohl ich in der Stockfinsternis nicht das geringste von einem Schiff wahrnehmen konnte. „Fein, wenn Sie mich nehmen, Käp'n. Ich liege schon einen ganzen Monat hier fest."

„Gut", brummte er, und seine Augen flackerten seltsam, „morgen mittag meldest du dich bei mir: Kapitän Fisher, ‚Guatemala' heißt mein Schiff."

„Gut", sagte ich noch einmal, „morgen mittag dann auf der ‚Guatemala'." Aber der Kapitän war wie ein Gespenst verschwunden. Ich machte mein Äußeres so gut es ging glatt und trottete langsam zur Stadt hinüber.

In der Bar „International" flatterten bunte Fähnchen im Ventilatorwind. An der Theke lehnten ein paar Männer mit Tropenhelmen und wackelten vor Lachen — vielleicht lachten sie über einen Witz, den einer erzählt hatte.

„Hallo", rief mich ein Mann an, den ich vom Hafen kannte.

„Was gibt's Jimmy?" rief ich zurück und blieb stehen.

„Ich habe gemustert", sagte er und fletschte sein Gebiß, „auf der ‚Guatemala'. Soll irgendwo in der Bucht liegen. Ich habe mit dem Käp'n gesprochen."

„Fein, Jimmy", sagte ich, „da gehen wir zusammen auf Fahrt. Mich hat er auch angenommen."

Der andere hatte einen Dollar in der Tasche; er hatte am Nachmittag zwei Koffer ins Hotel Amerika gebracht, mit diesem Dollar wanderten wir in den „Haifisch". Im „Haifisch" gab es für wenig Geld ein ganz ansehnliches Gläschen Schnaps.

Wir sprachen nur von der ‚Guatemala'. Es war ein Glücksfall, mit dem wir gar nicht mehr gerechnet hatten nach der Not in den letzten Wochen. Jimmy war schon einmal in Newyork gewesen, er schilderte diese Stadt in den glühendsten Farben, und seine Augen blitzten in heller Begeisterung, weil er sie nun wiedersehen sollte.

„Was hat sie denn geladen, die ‚Guatemala', weißt du es?" fragte ich ihn.

„Nein", sagte er, „zu mir hat er nichts gesagt von der Ladung. Aber was geht uns das an."

Als der Dollar ausgegeben war, verließen wir den „Haifisch" und schaukelten zum Hafen hinunter. Da lagen Säcke herum, auf denen man schlafen konnte. „Morgen haben wir eine Koje unter Deck", sagte Jimmy andächtig.

„Ja", gab ich zu, „und in aller Frühe gehen wir zur Bucht hinüber und sehen uns die ‚Guatemala' an. Wird da beim Kohlenschuppen liegen, denke ich."

Die Sonne kitzelte uns wach; sie hatte schon ein Viertel ihres Tagewerkes zurückgelegt; es mußte auf zehn Uhr zugehen.

Wir schlenderten zur Bucht und waren aufgeregt, daß wir, wenn wir etwas sagten, die Sätze nur halb herausbrachten.

Ein paar Schiffe lagen am Kai in den Tauen: „Eugenia", „Liverpool", „Grunewald" und „Konsul Horn".

Die „‚Guatemala'" war nicht dabei. Wir suchten weiter die Bucht ab, von der „Guatemala" war nichts zu sehen.

„Die kann doch nicht abgesoffen sein über Nacht", meinte Jimmy.

„Nein", sagte ich, „dazu ist das Wasser zu seicht."

Wir gingen zur Hafenpolizei, und als wir dem Wachtmeister die Sache mit der „Guatemala" erzählt hatten, fing er an zu lachen.

„Ja", sagte er, „da seid ihr reingefallen. Das ist der Kapitän Fisher, das heißt, jetzt arbeitet er in Maracaibo in einer Bar. Aber manchmal, wenn er Geld hat, kommt er herüber und streicht in der Nacht am Hafen herum und mustert Leute an für die ‚Guatemala'. Ihr seid nicht die ersten, glaubt mir's. Die ‚Guatemala' aber, die ist vor ein paar Jahren drei Meilen vor der Insel im Sturm mit Mann und Maus untergegangen. Nur der Kapitän Fisher hatte sich retten können, und bei dem ist's jetzt nicht mehr ganz richtig. Na, tut mir leid, Jungens. Vielleicht findet ihr mal ein anderes Schiff."

Wer nimmt hier Liebe ernst?

Ein Besuch bei den Indios.

Die Indios, die in den Anden an der Grenze Boliviens und Perus, wohnen, sind ein einzigartiger Menschenschlag; haben sie doch 18 Jahrhunderte lang ihr reines Blut bewahrt und sich erst in den letzten beiden Jahrhunderten zu Mestizen gewandelt. Diese Indios sind die letzten Vertreter dieses Volkes aus der vorspanischen Zeit, das die großen Heiligtümer baute und dem Aztekenreich seine Kaiser gab. Mario Appelius, der lange unter den Indios gelebt und ihre Sitten eingehend studiert hat, gibt hiervon eine interessante Schilderung:

„Die Sonne erhebt sich. Die Morgenröte überzieht den Himmel, Gletscher und die Granitspitzen der Bergriesen mit einem blassen Rosa. In der Steppe sind die Tiere erwacht: die Schafe Lamas, Alpakas, die Esel, die Hunde und Maultiere. Unter dem Himmel beginnen Kondore, Adler, Falken und Geier zu kreisen. Der Indio, der ein Frühaufsteher ist, verläßt seine schmutzstarrende Hütte. Er hat, wie immer, in den Kleidern geschlafen. Eltern und Kinder, Männer und Frauen in einem primitiven und unschuldigen Durcheinander. Kaum, daß er sich mit etwas Wasser die Haut benetzt, Flöhe und Läuse sind gute Begleiter, der Wind zerzaust ihm das Haar und reinigt es vom Staub. Rasch ist die Toilette gemacht. Er braucht nur noch den „Poncho" überzuwerfen, die Schärpe festzubinden, sich die große Wollmütze auf den Kopf zu stülpen und nach Peitsche und dem Sack zu greifen, der die Koka enthält.

Die Indios der Anden nehmen, wie die Engländer, morgens ein reichliches Mahl ein. Tee, Kaffee und Zucker kennen sie nicht. Ihre Nahrung beschränkt sich auf einige Gemüsearten. Sie wäre ungenügend für die Bedürfnisse eines Menschen, der sich bewegt und arbeitet. Aber die reine Luft der großen Höhen und die stärkende Kraft der Sonne bilden einen Ausgleich für die Unzulänglichkeit der Nahrung. Oft fügen sie der Suppe aus Kartoffeln und Zwiebeln eine Handvoll fetter Erde, „Fasa" zu. Für die Kinder ist das eine wahre Leckerei, und sie sind immer dabei, diese begehrte Erde inmitten der Steine zu suchen. Das große Tonikum der Indios ist aber die Koka. Der Dorfälteste verteilt mit strenger Gerechtigkeit das kostbare Blatt, das der Indio den ganzen Tag lang kaut. Die Koka ist seine Ernährung, seine Unterhaltung, seine Freude, sein Laster, kurz die künstliche Kraft, die ihn materiell und geistig aufrecht erhält. Die Koka hilft ihm Arbeit und Leiden zu ertragen, schützt ihn während des Winters vor der Kälte der Anden und während des Sommers vor der sengenden Glut der Berge. Sie erstickt in ihm jedes Hunger- und Durstgefühl, sie weckt ihn und schläfert ihn wieder ein, sie macht aus ihm ein besonderes Wesen, unempfindlich gegen Schmerz und Mühsal. Koka zerstört aber gleichzeitig auch den Anziehungsreiz der Geschlechter so gut wie ganz.

Die Liebe selbst ist nur ein oberflächliches Gefühl, so oberflächlich wie die Landwirtschaft der Indios, die sich darauf beschränkt, in die Oberfläche der Erde ein paar Kartoffeln einzulegen. Das im Kokablatt enthaltene Kokain setzt die Spannungen zwischen den Geschlechtern herab, bis zu jenem Tag, an dem der Alkohol erschien. Er vernichtet die Wirkung des Koka. Am folgenden Tage aber neutralisiert diese wieder den Alkohol, und das Leben in der Hütte findet seinen gewohnten Rhythmus wieder, Nüchternheit und Monotonie.

Die Koka ist das Gift und das Heilmittel der Indios. Ihm verdanken sie den feierlichen Marschschritt, der alle europäischen Reiter überrascht. Zur Zeit der Inka kannte das Volk noch nicht die Koka, denn der Gebrauch des geschätzten Blattes beschränkte sich auf die Edlen des Volkes, die Koka in bescheidenen Maßen genossen. Erst die Weißen haben die Indios verdorben. Zur Zeit der Ausbeutung der Minen begünstigten die spanischen Eroberer geflissentlich den Gebrauch der Koka, weil dank diesem Reizmittel die Arbeiter in der Mine Hunger und Mühe weniger fühlten. Von dieser Zeit an verbreitete sich die Gewohnheit des Kokakauens, die heute dem Indio zum Lebensbedürfnis geworden ist.

Der Indio kennt kein Schmerzgefühl. Er unterzieht sich einer Amputation und beißt dabei kaum die Zähne zusammen. Die Frauen werden ohne jede Hilfe und fast ohne Schmerzen entbunden. Ärzte, die den Mut hatten, sich unter den Indios der Anden niederzulassen, sind buchstäblich Hungers gestorben. Der Indio behandelt sich selbst mit Kräutersäften, und in ernsten Fällen bedient er sich der einheimischen „Callahuaya", einer absonderlichen Therapie, die auf uralte Traditionen zurückgeht und sich als Heilmittel der Kräuter, der Wurzeln und eingetrockneten Drüsen bedient. Gegen den Zahnschmerz verwenden sie eine eigenartige Wurzel, die bei der Verbindung mit dem Speichel eine Säure ausscheidet und nach fünf Minuten kleine elektrische Vibrationen im Mund hervorbringt. Ich selbst habe einen Versuch mit dieser Wurzel gemacht, mußte sie aber nach 20 Minuten wieder ausspucken, weil es mir unmöglich war, den Reiz des Gaumens, der Zunge, der Lippen und des Zahnfleisches länger zu ertragen."



Lustige Ecke



Preußischer Humor.

Die Ehrenpforte.

Im Jahre 1841 reiste König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen durch die Provinz Pommern. An der Grenze zwischen Vorder- und Hinterpommern wurde eine Ehrenpforte errichtet. Auf ihr stand eine Inschrift zu lesen: „Wie Du im Vordern freudig aufgenommen, tönt aus dem Hintern Dir ein donnerndes Willkommen." . . . . Heil!

Hinaus mit dir!

Einst inspizierte Friedrich der Große das Gefängnis in Spandau und unterhielt sich mit den einzelnen Strafgefangenen. Jeder Gefangene bemühte sich, den König von seiner Unschuld zu überzeugen. Nur einer erklärte, seine Strafe verdient zu haben.

„Majestät, ich bin unter allen Verbrechern der unwürdigste, und meine Strafe scheint mir viel zu milde. Aber ich weiß nicht, wie ich all mein Unrecht wieder gutmachen soll . . ."

Da antwortete ihm der große König: „Wie kommst du elender Kerl nur unter diese braven Leute hier? Marsch, hinaus mit dir!"

*

In Venedig.



„Aber Hans, du weißt doch, daß man hier in Venedig immer aufpassen muß, wenn man aus einer Tür tritt!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmann T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: w zast. Arnold Ströse.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.